

Manfred Gailus

Im Bann des Nationalsozialismus

Das protestantische Berlin im Dritten Reich

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Für eine finanzielle Förderung dieser Publikation
danken Autor und Verlag der Inge Deutschkron Stiftung in Berlin.



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Amtseinführung des Reichsbischofs Ludwig Müller
am 23.9.1934. Der Festzug mit Fahnen der Deutschen Christen

vor dem Berliner Dom. © Bayerische Staatsbibliothek

München/Bildarchiv/Heinrich Hoffmann

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-39452-2

Inhalt

Vorwort	7
I Protestantismus und Nationalsozialismus – Zur Einführung	9
II Berlin vor 1933 – eine Hauptstadt der „Gottlosigkeit“?	24
III Das Jahr 1933 als protestantisches Erlebnis	44
IV Die Potsdamer Garnisonkirche und der „Tag von Potsdam“	72
V Der völkische Protestantismus der Deutschen Christen	88
VI Der „Kirchenkampf“ war ein Bruderkampf im eigenen Haus	107
VII Antijudaismus, Antisemitismus und kirchliche Aus- grenzungen	132
VIII Mythos Dahlem – Fatale Entzweigungen in einer Bekenntnishochburg	159
IX Elisabeth Schmitz: eine „protestierende Protestantin“ ..	184
X Schicksale von Christen jüdischer Herkunft	206
XI Protestanten und Hitlers Krieg	221
XII Die langen Schatten der Hitlerzeit in der Nachkriegs- kirche	245

Anhang

Anmerkungen	263
Abkürzungsverzeichnis	302
Literaturverzeichnis (Auswahl)	304
Personenregister	313
Bildnachweis	318
Über den Autor	320

Vorwort

Dieses Buch ist eine Zusammenfassung meiner Forschungen über Protestantismus und Nationalsozialismus. Es bietet eine Auswahl an Themen, die aber doch für das Ganze der massiven Braunfärbung der Evangelischen im „Dritten Reich“ steht. Die Studie konzentriert sich auf den Großstadtprotestantismus in der damaligen Reichshauptstadt Berlin. Nirgendwo sonst stritten *Deutsche Christen* und *Bekennende Kirche* so erbittert um kirchliche Vorherrschaft. Die Hauptstadt des „Dritten Reiches“ erwies sich somit als Zentrum des deutschen Kirchenkampfes. Wie unter einem Brennglas wurden hier die zeitgenössischen Konflikte um Theologie und Glauben, um kirchliche Institutionen, Gemeinden und Vereine unter hochgradig urbanisierten und scharf politisierten Verhältnissen in der mit Abstand größten protestantischen Stadt Deutschlands ausgefochten.

Die protestantische Performance der Hitlerzeit war und bleibt eine schwere Hypothek. Die Tatsache, dass völkisches und nationalsozialistisches Denken so rasch und so tief in das Kirchenmilieu eindringen konnte, ist eine Mahnung auch für heute und morgen. Dietrich Bonhoeffer ist zu Recht viel besungen worden. Die Historikerin Elisabeth Schmitz hätte verdient, ihm heute an die Seite gestellt zu werden. Und auch der „nichtarische“ Jurist Friedrich Weißler, ein bekennender Christ, im Februar 1937 als „Jude“ im KZ Sachsenhausen totgeschlagen, ist mehr zu würdigen. Dieses Buch zielt darauf ab, seit längerem bekannte Forschungsergebnisse einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Zugleich will die Studie zur vertieften historischen Aufarbeitung anregen und eine ungeschönte Erinnerungskultur befördern. In der Einführung habe ich auch persönliche Motive anklingen lassen, die vielleicht verdeutlichen, warum das Thema mich seit drei Jahrzehnten nicht losgelassen hat. Darüber hinaus werden einschlägige Erfahrungen mitgeteilt, die sich bei der Forschung in Kirchenarchiven und mit Zeitzeugen seit 1990 ergaben.

Widmen möchte ich das Buch dem Historiker Reinhard Rürup (1934–2018), der mit seinen Pionierstudien zu Antisemitismus und Nationalsozialismus gezeigt hat, wie mit dem langen Schatten deutscher Vergangenheit nach Hitler und Holocaust angemessen umzugehen ist.

Berlin, im Oktober 2022

Protestantismus und Nationalsozialismus – Zur Einführung

Viele aus meiner Generation entstammen einem christlich geprägten Elternhaus. Meine Eltern waren fromme Leute, gläubige evangelische Christen. Über die nationalsozialistische Vergangenheit sprachen sie nicht viel. Von der verlorenen Heimat Ostpreußen war indessen häufig die Rede – von Hitler und Nationalsozialismus, von Krieg, Flucht und Vertreibung kaum. Zu Hause wurde während der Adenauerzeit das *Ostpreußenblatt* gelesen und von einer Rückkehr in die verlorene Heimat geträumt. Bei Wahlen zum Bundestag stimmten die Eltern anfangs noch für den rechtsextremen „Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ (BHE). Zu Hause kamen *Klops* oder *Flinsen* auf den Mittagstisch und Koteletts hießen *Karbonade*. Über fremd und seltsam klingende Ortsnamen aus der alten Heimat amüsierten wir Kinder uns: *Koadjuten*, *Jodschen*, *Schmalleningken*, *Stallupönen*. Das fanden wir urkomisch und machten unsere Späße damit.

Wie aus schriftlichen Erinnerungen meines Vaters zu ersehen ist, hatte das Jahr 1933 bei ihm zu Hause in Heydekrug im einst preußischen Memelgebiet Hoffnungen auf eine ‚Befreiung vom litauischen Joch‘ ausgelöst. Seit dem Versailler Vertrag von 1919 gehörte das Memelgebiet nicht mehr zum Deutschen Reich und stand zeitweilig unter Verwaltung des Völkerbunds. 1923 annektierte Litauen das überwiegend deutschsprachige Gebiet. Im März 1939 wurde das kleine nordöstliche Grenzgebiet durch das NS-Regime wieder dem Deutschen Reich einverleibt. Hitlers anschließender Empfang in der Hafenstadt Memel geriet zum großen Jubelfest. Mein Vater und alle Familienangehörigen jubelten damals mit. Er sei dabei gewesen, schreibt er in seinen Erinnerungen, „als am 23.3.39 auf dem Theaterplatz in Memel der Führer das Memelland in die deutsche Volksgemeinschaft aufnahm. [...] Am Schluß der Ansprache brauste mehrmals eine Fliegerstaffel über die versammelte Menschenmenge hinweg. Das Erscheinen der Staffel löste jedes Mal Jubel unter der Menschenmenge aus.“¹

Ein Bruder meiner Mutter, „Onkel Gerhard“, hatte Theologie studiert und wurde in den späten 1930er Jahren bei Professor Gerhard Kittel in Tübingen promoviert. Er wirkte zeitweilig als junger

Pfarrer in Ostpreußen und hatte, so hörten wir, der Bekennenden Kirche angehört. Bald nach seiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft übernahm er im Jahr 1948 von seinem verstorbenen Doktorvater Kittel die weitere Herausgabe des *Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament* (ThWNT). Ich erinnere mich gut an „Onkel Gerhards“ Arbeitszimmer in Erlangen: Bücher über Bücher bis zur Decke an den Wänden. Als ich um 1968 für längere Zeit bei ihm im Erlanger Professorenhaus zu Gast sein durfte, wäre wohl Zeit zum Sprechen gewesen. Aber jene Vergangenheit von Kirche und Nationalsozialismus war damals kein Gesprächsthema. In den Kinos liefen zu dieser Zeit Filme wie Alexander Kluges *Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos* oder *Bonnie und Clyde*. Mein Onkel riet vom Besuch des amerikanischen Gangsterfilms ab. Und an der Universität der fränkischen Provinzstadt, wo Gerhard Friedrich Neues Testament lehrte, umorte es durch rebellische Studentinnen und Studenten kräftig.²

Auch Horst Lekszas (1910–1945), ein Schwager meines Vaters, gehörte der Bekennenden Kirche an. Als junger Vikar war er ein Mitstreiter Bonhoeffers im Predigerseminar von Finkenwalde (Pommern). Zeitweilig hatte er die Aufgabe, Theologiestudenten der Universität Greifswald im Sinne der Bekennenden Kirche zu betreuen. 1937 bis 1940 war er Pfarrer in Kreuzingen (Ostpreußen). Wir lernten ihn nie kennen. Er fiel kurz vor Kriegsende, im Jahr 1945, in Hitlers Krieg.³

Es gab einen zweiten Onkel mütterlicherseits. Ihm lag mehr das Praktische. Er sollte den Landwirtschaftsbetrieb der Großeltern in Ostpreußen fortführen. Der erstgeborene Sohn dieses mutmaßlichen „Erbhofbauern“ wurde 1937 auf den Namen „Sieghard“ getauft. Als junger Mann und begeisterter Motorradfahrer machte der Landwirt von Gumbinnen aus bei den beliebten Ostpreußenrundfahrten des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps (NSKK) mit. Davon erzählte die Mutter. Zu Nachkriegszeiten füllte er mustergültig die Rolle eines eifernden Heimatvertriebenen aus. Bei Besuchen schwärmte er von der Begeisterung, die damals unter Hitler geherrscht habe. Seine halbwüchsigen Kinder erzog er, wenn sie nicht pantierten, mit dem Lederriemen. „Onkel Erich“ betätigte sich als Vertriebenenfunktionär in der Landsmannschaft Ostpreußen. Bei etlichen Weihnachtsfeiern der Heimatvertriebenen im großen Saal von Stallbaums Gasthof in Winsen (Luhe) – wir Kinder kamen da-

mals natürlich mit – schimpfte er wüst über deutsche Treulosigkeit gegenüber der alten Heimat und erlaubte sich in seinen deftigen Ansprachen heftigste öffentliche Wutausbrüche, die gewiss seine Magengeschwüre anwachsen ließen.⁴

Was sie alle – Eltern, Großeltern und die nähere Verwandtschaft aus der östlichsten preußischen Provinz – bis zur letzten Reichstagswahl vom März 1933 wählten, wird sich nicht mehr ermitteln lassen. Aber eine christlich-konservative, durch die Grenznähe betont deutsch-völkische und politisch deutschnationale Haltung war in den evangelisch-lutherischen Elternhäusern Ostpreußens selbstverständlich. Das konnte seit den Septemberwahlen von 1930 auch Optionen für die Hitlerpartei und bald wohl auch Parteieintritte einschließen. In den Endjahren der Weimarer Republik erreichte die NSDAP hier, im östlichen deutschen Grenzland, immer überdurchschnittlich hohe Wahlergebnisse. Geprägt durch den immerwährenden „Volkstumskampf“ mit Polen, Litauern und Russen fühlte man sich hier an der Grenze stets deutscher als irgendwo sonst im Deutschen Reich.⁵

So viel war mir als heranwachsender Schüler und Student bald klar: Familiengeschichtliche Verflechtungen zwischen *Protestantismus und Nationalsozialismus* hatte es bei uns bestimmt gegeben. Ich hatte aber niemals genauer nachgeforscht. Und für längere Zeit zog ich als ein „Danachgeborener“ es vor, dieses vermutlich dunkle Kapitel lieber zu verdrängen und „diese Dinge“ erst einmal auf sich beruhen zu lassen. Es war die Aufbruchzeit der *swinging sixties*, der Beatles und Rolling Stones, der rebellierenden Studentinnen und Studenten und der Wiederkehr von Karl Marx – zumindest bei vielen jungen Leuten an den Universitäten. Das brachte für Jahrzehnte völlig andere Motive, Interessen, Themen mit sich. Während der 1980er Jahre kamen dann jedoch mehrere Umstände zusammen, die bewirkten, „es“ doch einmal genauer wissen zu wollen: mutmaßliche Zusammenhänge, Verflechtungen, Vermischungen bis hin zu mentalen Gleichklängen von *Protestantismus und Nationalsozialismus*.

Es waren jene Jahre, als sich viele markante historische Daten und Ereignisse des 20. Jahrhunderts zum 50. Mal jähren: der Machtantritt Hitlers 1933 – die Nürnberger Gesetze 1935 – die Kristallnacht ereignisse vom November 1938 – der Kriegsbeginn 1939 – schließlich die Judendeportationen und der Holocaust – Stalingrad – das Kriegsende 1945. Es war das Jahrzehnt intensiver Nachwirkungen des US-Holo-

caust-Films von 1978 (in deutschen TV-Programmen 1979), der viel beachteten Weizsäcker-Rede zum Kriegsende von 1945 (1985), es waren die Jahre des heftigen Historikerstreits (1986–87) über die deutsche *Vergangenheit, die nicht vergehen will* ...

Rückblickend können die 1980er Jahre als das Jahrzehnt des Auftakts einer NS-Forschung durch eine jüngere, postnationalsozialistische Generation gelten, die nicht mehr unmittelbar in die Geschehnisse der Hitlerzeit involviert war. Es war damit auch der Anfang vom Ende so vieler falscher Rücksichtnahmen. Eine Vielzahl neuer Publikationen setzte ein und vor allem starteten nun grundlegend neue Forschungsprojekte. Eine aktuelle Forschungsbilanz wird vor allem die 1980er Jahre als Jahrzehnt der maximalen erinnerungspolitischen Aufmerksamkeit und damit einhergehender Anstöße zu einer vertieften empirischen Erforschung der NS-Zeit identifizieren.⁶

Durch Zufall fiel mir 1987 ein befristeter Historikerjob im Kirchenbereich zu. Mit Kirchen hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht viel am Hut. Das war Vergangenheit, Familie, Kindheit, Erinnerungen an langweiligen Konfirmandenunterricht und einen unangenehm aufdringlichen, unverheirateten Pfarrer. Aufgewachsen in einem sozialen Biotop voller Unwahrhaftigkeiten, das die Kennzeichnung als *ein Wald voller Lügen* wohl verdient hätte, war man oppositionell geworden, und oppositionell hieß damals „links“: Marxist, Sozialist, Kommunist ... alles für eine gewisse Zeit. Kirche – das war etwas für die Alten und immer mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Nun kam ich dazu, ein im Wortsinn stark angestaubtes Kirchengemeindearchiv in Berlin-Schöneberg zu erforschen: Protokollbücher des Gemeindekirchenrats, Pfarrerpersonalakten, Vereinsprotokolle, Veranstaltungszettel, Vorträge und Predigten aus der NS-Zeit – und immer stieß ich dabei auf viel „Heil Hitler!“ in den Papieren.⁷

Die Sache wuchs und wuchs und mündete schließlich in ein professionelles Forschungsprojekt an der TU Berlin ein: *Protestantismus und Nationalsozialismus* am Beispiel der damaligen Reichshauptstadt Berlin mit über vier Millionen Einwohnern und drei Millionen Protestanten. Jenseits aller Erinnerungen, Erzählungen, Geschichten, Legenden, Unwahrheiten wollte ich wissen, wie es eigentlich mit der Relation *Protestantismus und Nationalsozialismus* in der Großstadt Berlin, der protestantischen Metropole des Deutschen Reiches, gewesen war. Es galt, kirchliches Milieu und protestantische

Kultur von unten her, aus der Perspektive der Kirchengemeinden und von der Mitte her mit Fokus auf die kirchliches Milieu maßgeblich prägende Gruppe der Pfarrer zu untersuchen. 150 Kirchengemeinden und über 550 Pfarrerbiografien waren in den Blick zu nehmen und schon rasch zeigte sich bei näherem Hinsehen: Der völkisch-braune Zeitgeist der Epoche war tief in das protestantische Milieu eingedrungen.⁸

*

Ein Jahr vor Hitlers Machtantritt publizierte der Gothaer Verleger Leopold Klotz ein Sammelwerk über *Die Kirche und das dritte Reich*. Er hatte bekannte und weniger bekannte evangelische Kirchenmänner und Kirchenfrauen, zumeist Theologen, gebeten, ihre Haltung zur NS-Bewegung darzulegen. Der Verleger traf damit offenbar einen Nerv der Zeit. Das Buch erwies sich als Erfolg, sodass der Herausgeber sich ermutigt sah, sofort einen zweiten Band mit weiteren Stellungnahmen folgen zu lassen. In diesem zweiten Teil legte der bis dahin unbekannte Berliner Pfarrer Siegfried Nobiling ein doppeltes Glaubensbekenntnis ab, das die zu jener Zeit gängige religiöse Verschmelzung einer herkömmlichen christlichen Glaubensstradition mit einem neuartigen völkisch-politischen Glauben zum Ausdruck brachte.⁹

Aus einem pommerschen Pfarrhaus stammend, bekannte sich der 42-jährige Theologe Nobiling sowohl zu seinem familiär ererbten evangelischen Glauben wie auch zu seinem neuen Glaubenserlebnis des Nationalsozialismus. Seine Synthese zwischen Christenglauben und nationalsozialistischer Weltanschauung erschien ihm nicht als Widerspruch oder Problem, vielmehr war er von der Vereinbarkeit beider Gläubigkeiten zutiefst überzeugt. Er empfand sie als komplementär und hielt eine Synthese beider nachgerade für notwendig. Christen hätten nun die Verpflichtung, so meinte er, das neue „Wir-Erlebnis“ einer deutschen „Volksgemeinschaft“ christlich zu läutern und zu heiligen. Der Pfarrer bekannte sich in seinem emphatischen Credo von 1932 ohne Umschweife auch zu einem nationalsozialistischen „Rassenerlebnis“. Im Judentum erkannte er die „geistleibliche Vergiftung unserer Rasse“. Das schwere Schicksal der Deutschen könne nur dann eine Wendung zum Besseren nehmen, wenn der „Fremdkörper des Judentums“ aus dem deutschen Staatswesen ausgeschlossen werde.¹⁰

Starker Tobak – das war mein erster Eindruck, als mir dieser äußerlich unscheinbare Text von knapp sieben Seiten und ohne Titelüberschrift zur Wendezeit um 1990 erstmals vor die Augen kam. War das ein Ausreißer? Ein radikaler Außenseiter? Womöglich ein entgleister Pfarrersohn oder totaler Irrläufer unter Abertausenden von Pfarrern in den evangelischen Kirchen kurz vor Anbruch des „Dritten Reiches“? Dieser Schlüsseltext ließ mich seither nicht mehr los. Ich zitierte ihn in diversen Publikationen wieder und wieder, um die ein Jahr vor Hitler sich in diesem Bekenntnis ankündigende, geistig-religiöse Verschmelzung eines herkömmlichen evangelischen Christenglaubens mit nationalsozialistischer Weltanschauung an einem radikalen Beispiel zu demonstrieren. Im Laufe meiner weiteren Forschungen zum Protestantismus der Hitlerzeit erwies sich dieser Text als ein Musterbeispiel für die doppelte Gläubigkeit dieser Epoche, der bald viele Deutsche, Männer wie Frauen, anhängen sollten. Sie waren und blieben Mitglied einer christlichen Kirche und zugleich sympathisierten sie mit den Ideen der Hitlerbewegung oder glaubten als Parteimitglieder sogar fest an sie. Wenn auch in der Wortwahl radikal, so war die weltanschaulich-religiöse Symbiose des pommerschen Pfarrersohns beileibe keine Ausnahme, vielmehr stand sie für ein verbreitetes Symptom der Epoche: hybride Gläubigkeiten, worin ererbte Bestandteile der alten christlichen Tradition mit dem neuen deutschen Glauben an Hitler, an *Volk* und *Nation*, an *Rasse* und *Reich* miteinander vermengt wurden. Und gerade darum muss das Nobilingsche Credo von 1932 als bedeutsam gelten: weil es eine verbreitete geistig-religiöse Grundhaltung im Denken und Glauben der Deutschen radikal und damit sehr scharf konturiert zum Ausdruck bringt.¹¹

Als ich um 1990 mit Forschungen zum Problemkomplex *Protestantismus und Nationalsozialismus* begann, lebte die Generation der Protagonisten der Kirchenkampfzeit, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr. Der 1891 in Rosenow (Pommern) geborene Pfarrersohn Nobiling war 1978 im Alter von 87 Jahren in Berlin verstorben. In der Regel entstammte die während der 1930er Jahre in Berlin amtierende Pfarrergeneration den Jahrgängen von 1880 bis 1900. Es war folglich um 1990 zu spät, um jene Theologen noch persönlich in größerer Zahl zu ihrem Verhalten während des „Dritten Reiches“ befragen zu können. Aber ihre Söhne und Töch-

ter lebten noch. In Berlin genügte häufig ein Blick in das Telefonbuch. So fanden sich mehrere Eintragungen unter dem Namen „Nobiling“. Nach wenigen Versuchen erreichte ich einen Sohn Pfarrer Nobilings. Er befand sich in bester Gesprächslaune, aber von Theologie, Kirche und der Pfarrtätigkeit seines Vaters schien er wenig zu wissen. Er verwies mich an seine Schwester, die nach ihrer Heirat einen anderen Familiennamen trug. Im ersten Telefongespräch wollte ich nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Bei meinem zweiten Anruf berichtete ich ihr von meinen Forschungen über Berliner Pfarrer im „Dritten Reich“ und erwähnte auch das Engagement ihres Vaters in der NSDAP und der *Glaubensbewegung Deutsche Christen* (DC). Sie schien von diesen Dingen einiges zu wissen – und mehr noch, wohl manches familiengeschichtlich Unangenehme in diesem Zusammenhang zu ahnen. Das Gespräch gestaltete sich zusehends schwieriger. Meine Hoffnungen, vielleicht Zugang zu einem persönlichen Familiennachlass eines prominenten Deutsche Christen-Pfarrers zu bekommen, schwanden. Am Ende dieses für mich denkwürdigen Telefongesprächs fast 50 Jahre nach Hitler sagte sie mir nur noch diesen einen Satz, den ich nicht vergessen habe: *Bitte rufen Sie mich nicht wieder an!*¹²

Rufen Sie mich nicht wieder an! – Fragen Sie mich nicht danach! – Ich möchte darüber nicht sprechen! – solche und ähnliche Reaktionen habe ich häufiger zu hören bekommen um 1990 bei dem Versuch, Familienangehörige von Protagonisten des Kirchenkampfes über die weit zurückliegende Zeit zu befragen. Viele zogen es vor zu schweigen. Andere gaben vor, nichts zu wissen. Aber auch das gab es noch zu dieser Zeit: eine neue Art von amtlicher Forschungsbehinderung. So sperrte der Leiter eines Kirchenarchivs wiederholt Akten, die mir bereits vorlagen, und ließ sie mir förmlich vom Tisch ziehen mit der Begründung: *Datenschutz!* Das kam beispielsweise vor bei einer Akte, in der es um zeitgenössische Schriftwechsel über die angebliche oder tatsächliche jüdische Familienherkunft des Theologen Gerhard Jacobi ging, einem der führenden Männer der Berliner Kirchenopposition und damals Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.¹³

Pfarrer und Gemeindekirchenrat einer Spandauer Kirchengemeinde, die zu den extrem nazifizierten Gemeinden Berlins (*Top Four* auf einer Skala der am meisten nazifizierten Kirchengemein-

den der Reichshauptstadt) gehört hatte, wollten mir partout keinen Zutritt zu ihrem Gemeindearchiv gewähren. Es entwickelte sich ein längerer, am Ende nicht zum Ziel führender Briefwechsel. Die Türen dieser Gemeinde blieben mir verschlossen. Die Spandauer Pfarrer und Gemeindevertreter meinten vermutlich, große Geheimnisse in ihren Kellern oder Aktenschränken zu hüten und vor dem öffentlichen Zugriff durch Fremde zum Wohl ihrer Gemeinde bewahren zu sollen. Tatsächlich war durch parallele Zweitüberlieferung im kirchlichen Zentralarchiv und durch Berichte in zeitgenössischen Zeitschriften der 1930er Jahre das braune Treiben an jener Gemeinde dokumentiert und mir längst hinlänglich bekannt. Als professionell neugieriger Forscher hatte ich mich lediglich vor Ort von den überlieferten und in der Tat beschämenden Fakten überzeugen wollen. Zudem empfand ich diese Art von „Widerstand“ gegen die Freiheit der Forschung als aufreizend. In einer 1993 erschienenen Festschrift zur Hundertjahrfeier der Spandauer Melancthonkirche schrieben die drei dort amtierenden Pfarrer über die Baugeschichte ihres 1893 erbauten Gotteshauses, über Philipp Melancthon und Martin Luther im 16. Jahrhundert – von der Gemeindegeschichte der Hitlerzeit hingegen findet sich kein Wort.¹⁴

Die Zeitzeugengespräche mit einem anderen Berliner Pfarrersohn, der selbst zum Kreis der Bonhoeffer-Vikare während der Dreißiger-Jahre gehört hatte, erbrachten mancherlei wertvolle Einblicke und Aufschlüsse – allerdings gab es mit dem streitfreudigen, leicht aufbrausenden Kirchenmann häufiger auch heftige Meinungsverschiedenheiten. Von Geschichtswissenschaft hielt der Theologe nicht viel, schon gar nicht, wenn jüngere Historiker das Verhalten der Kirchen im „Dritten Reich“ erforschten. Ein „Urteil“ über Personen des „Dritten Reiches“ und ihre damalige Haltung zu fällen, so schärfte er mir immer wieder ein, stehe mir als Historiker überhaupt nicht zu. Wissenschaftlich begründete Bewertungen über Handlungen und Verhaltensweisen von Akteuren des Kirchenkampfes lehnte er entschieden ab. Einmal zeigte er mir aus seinem wohlgeordneten Privatarchiv einen Ordner mit gesammelten Predigten seines Vaters aus der Zeit des Ersten Weltkriegs – interessanter, aufschlussreicher Lesestoff! Ich erlaubte mir anschließend die vielleicht etwas unvorsichtige Bemerkung: Einige dieser Predigten seien im Tenor doch reichlich „vaterländisch“ gefärbt. Faktisch handelte es sich um kräftig deutschnationale Siegfriedens- und

Durchhalteansprachen an Soldaten mit pseudo-christlicher Unterfütterung, wie sie in vielen Weltkriegspredigten überliefert sind. Aber das war dann wohl doch eine Bemerkung zuviel. Der Pfarrersohn und pensionierte Konsistorialrat im fortgeschrittenen Alter von gut 80 Jahren – einst persönlicher Referent von Bischof Dibelius und zudem produktiver Publizist zu Berliner Nachkriegszeiten, der in einem seiner Bücher „Gerechtigkeit für die Väter“ einforderte – verlor völlig die Fassung und warf mich kurzerhand aus der Wohnung. Damit waren meine – bis dahin ergiebigen – Zeitzeugengespräche in Lichterfelde beendet.¹⁵

★

Hier soll niemand angeschwärzt werden. Ich führe diese und manche weiteren subjektiven Forschungserfahrungen an, um zu verdeutlichen, mit welchen Problemen und Schwierigkeiten eine historische Aufarbeitung der kirchlichen Performance auch 50 Jahre nach Hitler noch immer zu rechnen hatte. Und selbstverständlich, so sei ergänzt, gab es während dieser Forschungsjahre auch andere, mehr positive Begegnungen. Eine Tochter von Pfarrer Martin Perwitz beispielsweise berichtete mir bereitwillig über eine Pfarrhausjugend in Schöneberg während der 1930er Jahre und händigte mir ein Tagebuch ihres Vaters aus, das insbesondere für die Kriegszeit 1939 bis 1945 wertvolle Aufzeichnungen zum kirchlichen Kriegsaltag überliefert. Sehr gern erinnere ich mich an die vielen Gespräche mit Rudolf Weckerling in seiner Wohnung am Volkspark in Wilmersdorf. Weckerling hatte, bevor er zur Wehrmacht eingezogen wurde, noch selbst als Theologiestudent und junger Vikar den Kirchenstreit der 1930er und 1940er Jahre miterlebt. Während eines Englandaufenthalts 1934–35 hatte er Bonhoeffer in London kennen gelernt. Die Besuche bei dem inzwischen hochbetagten und wohltuend kritischen Kirchenmann im Unruhestand waren immer beeindruckende Erlebnisse.¹⁶

Wolfgang Krogel, ein in Bielefeld bei Reinhart Koselleck promovierter Historiker, der 1995 in Berlin die Leitung des landeskirchlichen Archivs antrat, eröffnete mir den Zugang zu den Pfarrpersonalakten der zur Hitlerzeit amtierenden Geistlichen in Berlin – das war eine ganz unentbehrliche Quelle zur Rekonstruktion einer Gruppenbiografie. Eine solche Aktenöffnung war wäh-

rend der 1990er Jahre im Kirchenbereich nicht selbstverständlich und konnte noch oft mit fragwürdigen Verweisen auf Datenschutz, Rücksichtnahme auf Angehörige und andere Gründe untersagt werden.¹⁷

Etliche jüngere Pfarrerrinnen und Pfarrer, die bereits der Nachkriegsgeneration angehörten, luden mich zu Vorträgen zur Gemeindegeschichte im „Dritten Reich“ ein. Was die Besucher an solchen Vortragsabenden zu hören bekamen, war für aktuelles kirchliches Selbstwertgefühl zumeist nicht sehr erbaulich – aber jüngere Pfarrergenerationen hielten inzwischen die Zeit für gekommen, dieses verdrängte und oft angstbesetzte Kapitel nun endlich anzupacken.¹⁸

*

Interviews mit historischen Zeitzeugen sind gewiss eine wertvolle Geschichtsquelle – aber wichtiger und vorrangig sind doch die authentischen Schriftquellen, die zeitgleich während jener Epoche entstanden, über die geforscht wird. Erinnerungen sind interessant, lebensnah, packend – aber allzu leicht auch stark subjektiv, selektiv und trügerisch. Die Menge an Schriftquellen, die um 1990 für ein Thema wie *Protestantismus und Nationalsozialismus* zur Verfügung standen, erwies sich als überraschend groß: beispielsweise zeitgenössische Tagebücher und private Briefwechsel, Berichte in Zeitungen und Artikel aus Zeitschriften der Hitlerzeit, zeitgenössische Bücher und Heftchen, unpublizierte und publizierte Predigten der Jahre 1933 bis 1945, Bildmaterial (in damaligen Medien publizierte Fotos und Aufnahmen aus privaten Familienalben) und *last but not least* die durch Kriegsverluste zwar reduzierte, aber dennoch reichhaltige Aktenüberlieferung der einschlägigen kirchlichen wie staatlichen Archive.

Erwähnt seien nur einige Beispiele: die (publizierten) Tagebücher des schlesischen Pfarrersohns und Schriftstellers Jochen Klepper, der als zeitgenössischer Beobachter die kirchliche Entwicklung mit hoher Sensibilität aufzeichnete und aufgrund seiner besonderen Familienkonstellation die antijüdischen Maßnahmen besonders scharf wahrnahm.¹⁹ Genannt seien ferner die Tagebucheintragungen von Pfarrer Perwitz (Alt-Schöneberg) für die Kriegsjahre sowie eine Zusammenstellung von Tagebuchnotizen aus dem Pfarrhaus



Am 4. März vor dem Dom in Berlin:
Hitlerjugend verläßt nach dem Gottesdienst die Kirche

Abb. 1: Titel des Wochenblatts *Evangelium im Dritten Reich. Kirchenzeitung für Christentum und Nationalsozialismus* (11.3.1934)

Vogel von der Sophiengemeinde in Berlin-Mitte.²⁰ Briefliteratur stand reichlich zur Verfügung. Vieles davon findet sich in den einschlägigen Kirchenakten. Herausgehoben sei hier allein der über zwei bis drei Jahrzehnte gehende, kontinuierliche Briefwechsel der aus Hanau stammenden und seit 1915 in Berlin tätigen Historikerin und Pädagogin Elisabeth Schmitz mit der Fürsorgerin Elisabeth von Harnack, der Studienrätin Elisabeth Abegg und der habilitierten Biologin Elisabeth Schiemann.²¹

Unentbehrliche Quelle für die Rekonstruktion von Aktivitäten der *Glaubensbewegung Deutsche Christen* war die Wochenzeitschrift der Deutschen Christen *Evangelium im Dritten Reich*, hierin insbesondere die zahlreichen Berichte von DC-Gemeindegruppen im

Raum Groß-Berlin.²² Zeitgenössische Predigten sind eine wichtige Quelle. Allerdings stehen sie, gemessen an ihrer ursprünglichen Vielzahl, nicht in entsprechend repräsentativer Auswahl zur Verfügung. Das hat Gründe: Viele dieser Predigten waren nach 1945 nicht mehr vorzeigbar. Sie befinden sich in Privatbesitz und verschwanden in den privaten Schubladen der Nachkriegszeit.²³ Leicht zugänglich ist indessen die vollständig publizierte Sammlung der Predigten (1931 bis 1937) des charismatischen Dahlemer Pfarrers Martin Niemöller.²⁴ Als zentrale Quelle aus kirchlichen Archiven seien die Pfarrerpersonalakten des Landeskirchenarchivs hervorgehoben, ohne die eine Gruppenbiografie der Berliner Pfarrer kaum zu schreiben wäre.²⁵ Schließlich konnte auf der Grundlage der Mitgliederkartei der NSDAP im Bundesarchiv (vormals *Berlin Document Center*) die politische Zugehörigkeit zur Hitlerpartei für 565 Pfarrer überprüft werden. Es liegt auf der Hand, dass für die Aufklärung dieses Sachverhalts, der für die Untersuchung der nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus von erstrangiger Bedeutung ist, genaue Daten erforderlich waren. Die Quellen für dieses brisante Wissen waren während der 1990er Jahre bereits seit längerer Zeit verfügbar gewesen. Niemand hatte bis zu diesem Zeitpunkt ernsthaft danach gefragt.²⁶

✱

Forschungsgeschichtlich ist auffallend: Theologische Fakultäten deutscher Universitäten taten sich bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung des Themas *Protestantismus und Nationalsozialismus* besonders schwer. Eher eine Ausnahme war die große Studie des Tübinger Kirchenhistorikers Klaus Scholder über *Kirchen im Dritten Reich* (1977) und die parallel entstandene Dissertation (1974) seiner Assistentin Leonore Siegele-Wenschkewitz über die Religionspolitik des NS-Regimes bis 1935. Sie bildeten den Auftakt einer hiesigen modernen Kirchlichen Zeitgeschichte. Ansonsten war für lange Zeit vielsagendes Schweigen zu diesem Thema angesagt. Und weil sie sich offenbar zu früh zu weit vorgewagt hatte, büßte die mutige junge Kirchenhistorikerin Siegele-Wenschkewitz in Tübingen mit ihren in den 1970er und 1980er Jahren erschienenen Pionierarbeiten auf diesem Gebiet ihre akademischen Karrierechancen an deutschen theologischen Fakultäten weithin ein.²⁷

Starke Impulse zur Aufarbeitung der intensiven Nahbeziehungen zwischen *Protestantismus und Nationalsozialismus* kamen damals nicht aus den deutschen Landeskirchen oder von theologischen Fakultäten, sondern aus dem Ausland – vorwiegend durch Forscherinnen und Forscher von US-amerikanischen und anderen englischsprachigen Universitäten. Erwähnt sei die gewichtige frühe Studie des britisch-kanadischen Kirchenhistorikers John Conway über die Kirchen- und Religionspolitik des NS-Regimes, die 1968 (in deutscher Übersetzung 1969) erschien.²⁸ Einen Durchbruch an kritischer Aufarbeitung von Theologie und Kirchen erzielte die kritische Untersuchung des Historikers Robert P. Ericksen (USA) über Gerhard Kittel, Paul Althaus und Emanuel Hirsch, drei renommierte und belastete Universitätstheologen des „Dritten Reiches“, die 1985 (Übersetzung 1986) erschien.²⁹ Zehn Jahre später folgte die kanadische Historikerin Doris L. Bergen (Toronto) mit ihrer wegweisenden Monografie über die nationalsozialistisch orientierten innerkirchlichen Glaubensbewegungen der Deutschen Christen im „Dritten Reich“.³⁰ Schließlich publizierte die US-amerikanische Judaistin Susannah Heschel (Dartmouth College) im Jahr 2008 die erste Monografie über das Eisenacher kirchliche „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“.³¹ Das waren nachhaltig wirkende Anstöße, die in der hiesigen theologischen wie kirchenhistorischen Forschungslandschaft oft als Provokationen wahrgenommen und nicht selten ignoriert wurden.



Wie ist Protestantismusgeschichte des „Dritten Reiches“ angemessen zu schreiben? Als Kirchengeschichte oder Kirchliche Zeitgeschichte? Als Geschichte religiöser Mentalitäten oder Kulturgeschichte? Oder als Bestandteil allgemeiner Religionsgeschichte?³² Es gibt nicht den einen Königsweg. Mehrere Ansätze sind denkbar und miteinander kombinierbar, um das schwierige konfessionelle Gebilde mit seinen vielfältigen Bezügen zu Politik, Kultur und Gesellschaft angemessen darzustellen. Theologiegeschichte ist dabei natürlich wichtig; Institutionengeschichte der Leitungen und bürokratischen Apparate ist unerlässlich; schließlich verlangt die berufsständische, sozialgeschichtlich ausgerichtete Pfarrergeschichte ein-

gehende Erforschung; hinzu kommt die Untersuchung der kirchlichen Vereine, Verbände und Medien. Nicht zuletzt ist die gelebte Religiosität der Vielen jenseits von Theologie und Klerus, der Männer und Frauen des einfachen Kirchenvolks, zu untersuchen. Alles dies ist in einem integralen Ansatz miteinander zu verbinden, um protestantische Kulturen hinreichend abzubilden.³³

Im Unterschied zur straff hierarchisierten und zentralisierten katholischen Weltkirche waren evangelische Christen im Deutschen Reich während der Weimarer Zeit in 28 eigenständigen Landeskirchen organisiert. Die politische Reichsgründung von 1871 hatte keine analoge konfessionelle Vereinigung zu einer evangelischen Nationalkirche nach sich gezogen. Es gab in Deutschland weiterhin viele regionale Protestantismen, aber nicht die eine, national integrierte protestantische Reichskirche. Die Deutschen Christen scheiterten in den turbulenten Umbruchjahren 1933–34 bekanntlich mit ihrem umstürzlerischen Versuch der Gründung einer Nationalkirche unter völkischen Vorzeichen und mit Anwendung von Gewaltmaßnahmen. Daher stellt sich die Frage: Wer war überhaupt „der Protestantismus“ der Hitlerzeit? Ein maßgebendes nationales Zentrum existierte für das traditionsfixierte, modernisierungsresistente, filigrane und aus Prinzip dezentrale Konfessionsgebilde nicht. Das kurzzeitig 1933 bis 1934 amtierende deutschchristliche Kirchenregiment des Reichsbischofs repräsentierte lediglich eine von vielen Fraktionen. Auch die hinter der Barmer Theologischen Erklärung (1934) versammelte Kirchenopposition stand nur für eine Minorität der Evangelischen. Eine stille Majorität von Protestanten gehörte weder den Deutschen Christen noch der Bekennenden Kirche an, sondern ist einer an kirchlicher Tradition ausgerichteten, kirchenpolitisch neutralen und politisch dem NS-Regime angepassten „Mitte“ zuzuordnen.

Aus diesem Dilemma einer zentrumslosen, nach ihren Bekenntnissen fraktionierten und kirchenpolitisch extrem zersplitterten Konfession resultiert für die Analyse und Darstellung des Phänomens eine pragmatische Schlussfolgerung: Der Weg zu erschöpfender Analyse und Bewertung protestantischer Performance im „Dritten Reich“ muss über präzise Regionalstudien führen. In der Regel richtet sich dieser Zuschnitt an den Landeskirchen aus, also beispielsweise Hannoversche Landeskirche, Sachsen, Thüringen, Württemberg usw. Für die übergroße Evangelische Kirche der alt-

preußischen Union, die preußische Landeskirche, ist bei den Kirchenprovinzen (etwa Rheinland, Westfalen, preußische Provinz Sachsen, Mark Brandenburg mit Berlin usw.) anzusetzen. An Plädoyers zur Erforschung protestantischer Regionalkulturen hat es nicht gefehlt und seit gut zwei Jahrzehnten ist eine Reihe entsprechender Arbeiten erschienen.³⁴

Die vorliegende Studie konzentriert sich auf den Großstadtprotestantismus der Reichshauptstadt. Mit ihrer exzeptionellen Größe von drei Millionen Evangelischen erreichte Berlin die Größendimension einer Landeskirche. Das Besondere am Hauptstadtprotestantismus der Hitlerzeit war seine hochgradig ausgeprägte kirchenpolitische Polarisierung, die scharf gespaltene Kirchenverhältnisse zur Folge hatte. Nirgendwo sonst kämpften Deutsche Christen und Bekennende Kirche so erbittert um Vorherrschaft in den Gemeinden, Institutionen, Vereinen. Die kirchlich-neutrale Mitte hingegen wurde zwischen diesen Fronten weithin aufgerieben und blieb schwach ausgeprägt. Das politische Zentrum des „Dritten Reiches“ erwies sich zugleich als das kirchenpolitische Zentrum des deutschen Kirchenkampfes. Man wird die dramatischen Geschehnisse Berlins nicht ohne Weiteres für den gesamten Protestantismus der Hitlerzeit verallgemeinern dürfen, aber nirgendwo sonst zeigten sich die Konflikte so paradigmatisch wie gerade unter den hochgradig urbanisierten Verhältnissen der mit Abstand größten protestantischen Stadt im damaligen Deutschen Reich.³⁵

